



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dingindawo, der Verlassene.

eine Zeit auf der Missionsstation zu bleiben; später würde sie dann aus freien Stücken zurückkehren. Prinz Sageni sei ebenfalls bei den Weizen in die Schule gegangen und Christ geworden. Er werde vorläufig hier bleiben; niemand aber möge es wagen, ihm wegen seines Glaubens lästig zu fallen! Dann erhebt er in gebietender Gestalt seine rechte Hand und ruft: „Kuningi manje, hambani! Genug für jetzt, geht von dannen!“ — Ein schwarzer Fürst ist an kein so lästiges Veremoniell gebunden, wie ein weißer und kann sich daher schnell befreien.

„Bayete 'Nkosil! Es lebe der Fürst!“ riefen die schwarzen Indunas und krochen schleunigst zur engen Kraalöffnung hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

Dingindawo, der Verlassene.

Von Br. Gerold Heller.

Czenstochau. — Vor mehr als Jahresfrist erzählte ich den geehrten Lesern des Vergißmeinnicht von drei armen, hochbetagten Greisen aus dem Umatuza-Stamm, die bei der heiligen Taufe die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar erhielten. Alle drei hat inzwischen der liebe Gott zu sich gerufen; mögen sie an ihm einen gnädigen Richter gefunden haben!

Um nun mein damals gegebenes Versprechen zu halten, will ich diesmal von einer zweiten Gruppe armer Notleidender erzählen, die ich auf meinen katechetischen Exkursionen in fast unzugänglichen Tälern und Schluchten antraf. Es waren noch junge, doch hartgeprüfte Leute; da gab es Stumme, Blinde und Aussätzige.

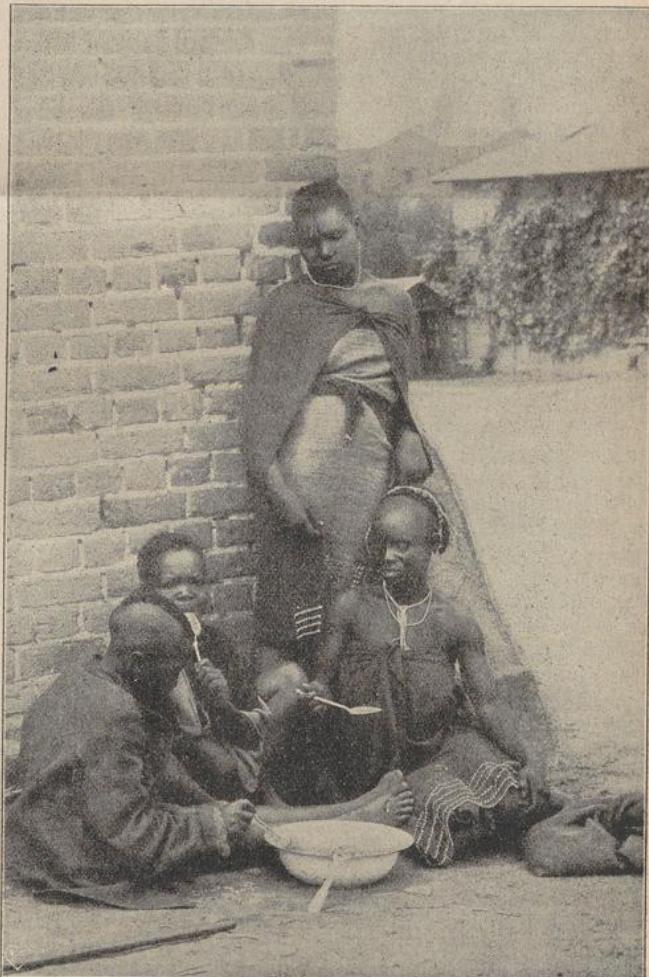
„Wie, gibt es denn unter den Naturvölkern, zumal unter den tapferen, urwüchsigen Sulus, auch solche Gebrechen?“ so lautet manche brießliche Anfrage aus Europa und Amerika. Die Antwort darauf mögen folgende Zeilen sein. Ich rede natürlich nur von jenen Unglüdlichen, die ich selbst bei meinen Katecheten näher kennen lernte. Wie viel Blinde, Taubstumme und Aussätzige es in ganz Natal gibt, weiß Gott allein. Die hiesigen Volkszählungen lassen an Genauigkeit viel zu wünschen übrig, und Blinden-Institute, sowie Taubstummen-Anstalten sind hier noch unbekannt. Ein Aussätzigen-Heim ist zwar vorhanden, doch es ist von den Eingeborenen sehr gefürchtet. Daher pflegen sie ihre vom Aussatz behafteten Kranken sorgfältig vor den Polizei-Organen zu verstecken.

Zunächst ein konkreter Fall: Vor zwei Jahren etwa wurde zwei Stunden von unserer Missionsstation Czenstochau entfernt am großen Nili-Busch in Nganezis Kraal eine neue Katedchetenstelle eröffnet. Durch den Reiz der Neuheit angelockt, kamen neben den Frauen und Kindern auch eine große Zahl Männer und junger Burschen herbei. Unter letzteren befand sich auch ein netter Junge im Alter von 17 bis 20 Jahren. Der wandte während des ganzen Unterrichtes kein Auge von mir ab, so daß ich mich über den aufmerksamen Zuhörer sehr freute. Als ich aber eine leicht zu beantwortende

Frage an ihn stellte, erhielt ich keine Antwort. Ich wiederholte die Frage, — nochmals absolutes Stillschweigen. Ich frage nach seinem Namen, — er röhrt sich nicht.

Nun stand ein Mann auf, Gazi mit Namen, und gab mir folgenden Aufschluß: „Der junge Mann hier ist mein Bruder, namens Keto. Er ist nicht eingeninnig, wie du vielleicht vermuten magst, weil er dir keine Antwort gibt, nein, er hört nichts und kann auch nicht sprechen. Er ist ein Isimungulu, ein Taubstummer. Er wurde als kleines Kind schwer krank und hat dadurch das Gehör verloren; deshalb lernte er auch bis auf den heutigen Tag nicht sprechen.“

O wie bedauerte ich den armen Jungen! Er war also taubstumm und dennoch kam er mit den anderen Burschen regelmäßig zur Katedcheze. Und wie still und ruhig er dasaß und mich mit seinen großen, klaren Augen so fragend ansah! Wie gerne hätte er auch ein Wörtchen von dem verstanden, was die andern so begierig aufsaßen! Gab es denn gar kein Mittel, dem fleißigen Schüler auch etwas vom lieben Gott und den übrigen Hauptwahrheiten unseres christlichen Glaubens beizubringen? Ich versuchte es mit der Zeichensprache, wie sie im Trappistenorden üblich ist. Doch das waren will-



Fremde, an der Missionsstation vorbereitende Heiden erhalten einen Imbiß.

fürlich gewählte Zeichen, die er natürlich nicht verstehen konnte. Die Zeichen seiner Kameraden, die beständig mit ihm umgingen, verstand er recht gut. So bedeuteten ihm diese, er solle mein Pferde auf dem Berge holen und satteln. Sofort rennt er schnellfüzig wie ein Reh den Berg hinan, bringt das Pferd und sattelt es. Also gab es doch ein Mittel, sich dem Jungen verständlich zu machen. Uebrigens wollte ich für heute unsfern geehrten Leibern nicht vom taubstummen Keto erzählen, sondern von einem anderen jungen Mann, der ungleich ärmer daran ist, ich meine von Dingindawo, dem armen Aussätzigen. Er war jetzt 30 Jahre alt, mochte früher ein bildschöner junger Mann gewesen sein, doch schon seit Jahren fraß an ihm die schrecklichste aller Krankheiten, der Aussatz, und machte ihn namenlos unglücklich.

Seine Heimat war in Empumulwana im Amakuzu-Stamm; er war der nächste Nachbar des blinden Balhazar, des Trämers. Obwohl sein Kraal nur fünf Minuten von unserer Katechesenstelle entfernt ist, so erfuhr P. Thomas Neuschwanger, unser eifriger Missionär, der dort religiösen Unterricht erteilt, doch erst nach einem Jahre von seinem Zustand. Wie schon oben angedeutet, pflegen die Schwarzen ihre mit dem Aussatz behafteten Kranken zu verstecken, damit nicht etwa die Polizei kommt und sie zwangswise nach dem Aussätzigen-Heim schafft, d. h. in der Kapkolonie nach der Robben-Insel, und in Natal nach dem Bluff bei Durban. Eines Tages nun reitet P. Thomas an der Hütte Dingindawos vorbei. Der Kranke sitzt im Freien an der Sonne, hat beide Füße mit alten Tüchern umwickelt und macht ein ungemein betrübtes Gesicht. Der menschenfreundliche Missionar fragt ihn, was ihm fehle. Die Antwort lautet: „Ich bin frank, schwerfrank und zwar schon seit vielen Jahren.“ Nun kommen die beiden ins Gespräch, wobei der Kranke zuletzt den Wunsch äußert, bei den Alma-Romas (auf der katholischen Missionsstation) im Krankenhaus wohnen zu dürfen. P. Thomas, der noch keine Ahnung hatte, an welch' schrecklicher und ansteckender Krankheit der arme Mann litt, gab eine ausweichende Antwort und sagte, er wolle die Sache vorerst mit dem P. Superior und dem Bruder Krankenwärter besprechen; dann ritt er seines Weges weiter.

Am Abend kommen die Brüder und Verwandten des Aussätzigen von der Feldarbeit heim und hören, der Umfundiswama-Roma (der Missionar) sei dagewesen, habe freundlich mit dem Kranken gesprochen und sogar die Möglichkeit durchblicken lassen, ihn zur Pflege mit sich auf die Missionsstation nehmen zu wollen. Das war nun etwas nach ihrem Sinn! Man hielt einen Familienrat und einigte sich schnell zu dem Beschlus, den Kranken schleunigst zu den Alma-Romas zu schaffen. Schon am nächsten Tag fanden sie mit ihm in Czenstochau an. Der arme Dingindawo war von dem langen, anstrengenden Ritt halbtot. Sie hatten den Aermsten, dem die Füße schon halb abgefault waren und der auch keine Finger mehr hatte, die Zügel zu halten, auf ein Pferd geetzt. Ein Mann lenkte das Pferd und ein zweiter ging zur Seite und stützte fortwährend den Kranken, daß er nicht herunterfiel. —

Bruder Eduard, unser Krankenwärter, immer dienstbereit, wenn es gilt, einem Armen zu helfen, half dem in Lumpen eingehüllten Dingindawo vom Pferde herunter und trug ihn mit Hilfe der beiden Männer in eine abseits stehende Strohhütte. Er freute sich, um Gotteslohn wieder einem armen, kranken Menschenkind liebevolle Pflege angedeihen lassen zu können, bereitete ihm ein weiches Lager, sorgte schnell für eine kleine Er-

frischung und eilte dann zum Hochw. P. Superior, ihm die Ankunft des kranken Dingindawo von Empumulwana zu melden.

P. Superior erlaubte es, daß der Kranke unter der Pflege des Bruder Eduard auf der Missionsstation bleibe, vorausgesetzt, daß die Krankheit nicht ansteckender Natur sei, denn noch immer hatte keiner von uns eine Ahnung, daß man einen Aussätzigen im Hause habe. Die beiden Männer, die ihn gebracht hatten, erschöpften sich in Dankesbezeugungen, nahmen vom Kranken schnell Abschied, und eilten nach ihren Kraals zurück. Daß ihr kranker Bruder bei den Alma-Roma gut aufgehoben sei und daß es ihm an menschenfreundlicher Pflege nicht mangle, wußten sie, nur das eine Bedenken mochte in ihnen aufsteigen, die Missionare könnten ihren Entschluß bereuen und ihnen den Kranken wieder aufhelfen. Daher die Eile, mit der es die beiden wieder heimwärts trieb. (Fortsetzung folgt.)

Leidenschaft macht blind.

Vom Hochw. P. Leonard Siller.

Maris-Stella. — Jede Leidenschaft ist eine dunkle, unheilvolle Macht, doch doppelt gefährlich beim armen Heiden, der keine Gottesfurcht und keine Gottesliebe kennt und daher nie gelernt hat, aus höheren Gründen sich selbst zu überwinden. Gesellt sich dazu noch ein frässer Aberglaube, so ist dem Unheil vollends Tür und Tor geöffnet.

Ende Juni 1913 hat sich in hiesiger Gegend ein gar trauriger Fall ereignet, indem ein junger Zulu aus geringfügigem Anlaß seinen leiblichen Bruder erichlug. Die Sache verhielt sich so: In Emvozana, das etwa drei Wegstunden von unserer Missionsstation entfernt ist, war ein heidnischer Kraalbesitzer gestorben. Kaffrischer Sitte gemäß trat nun in der zahlreichen Familie der ältere Bruder seinen Geschwistern gegenüber in die Rechte und Pflichten eines Kraaloberhauptes ein. Er hieß Maganda und scheint sonst kein übler, wohl aber ein abergläubischer und jähzorniger junger Mann gewesen zu sein. Da es hierzulande Sitte ist, daß die jungen Männer abwechselnd für eine gewisse Periode in die englischen Städte gehen, um sich das nötige Geld für die Steuerabgaben und sonstigen Auslagen zu verdienen, verließ Maganda ebensfalls auf längere Zeit den heimatlichen Kraal. Die Stelle des Hausherrn sollte inzwischen sein jüngerer Bruder, Scefana mit Namen, versehen.

Nun muß ich hier noch bemerken, daß der heidnische Kaffer häufig seinen Wohnort wechselt. Der Hauptgrund hiervon ist sein Aberglaube. Wie schon wiederholt in diesem Blättchen bemerkt wurde, schreibt der Kaffer fast jede Krankheit einem geheimen zauberischen Einfluß zu. Wird also irgend jemand in der Familie frank, so ist entweder der Wohnort schuldig, auf dem eine Art Fluch lastet oder irgendein bösgesinnter Mensch in der Nachbarschaft; anders kann er sich das gar nicht denken. Stirbt ein Mitglied der Familie, so wird zunächst die Hütte, welche der Verewigte bewohnte, niedergebrannt, dann aber sieht sich der Hausherr bald nach einem andern Wohnsitz um, wo er sich in Frieden niederlassen kann. Auf dem alten Platz hält er sich nicht mehr für sicher, da würde sicherlich bald wieder der eine oder der andere erkranken oder gar von neidischen, haßerfüllten Menschen heimlich aus der Welt geschafft werden. Solche Ideen erfüllten auch den Kopf unseres Maganda.

Während seiner Abwesenheit nun kam ein fremder Kaffer mit seiner Familie daher und ersuchte den Sce-